



**MÖLLTALER
GESCHICHTEN
FESTIVAL**

AUFBRUCH
DAS LANGE TAL DER KURZGESCHICHTEN

VERLAG ANTON PUSTET

Impressum

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2018 Verlag Anton Pustet
5020 Salzburg, Bergstraße 12
Sämtliche Rechte vorbehalten.

Herausgeber: ProMÖLLTAL – Initiative für Bildung, Kultur, Wirtschaft und
Tourismus

Lektorat: Arnold Klaffenböck

Titelgestaltung: Nadine Kaschnig-Löbel

Grafik und Produktion: Tanja Kühnel

Coverfoto: Das Dösental, Nationalpark Hohe Tauern in Kärnten – mit freundlicher
Genehmigung von Franz Gerdl www.franzgerdl.com

„Das lange Tal der Kurzgeschichten“ mit freundlicher Genehmigung von Sabine
Seidler

Auch als gedrucktes Buch erhältlich: ISBN 978-3-7025-0896-8

eISBN: 978-3-7025-8059-9

www.pustet.at

LAND  KÄRNTEN

Kultur



AUFBRUCH

DAS LANGE TAL DER KURZGESCHICHTEN

VERLAG ANTON PUSTET

INHALT

VORWORT

MONTANA KATHARINA SPRINGER

DIE ALTE MÖLLTALERIN REINHARD GNETTNER

AUFBRUCH IN EIN NEUES LEBEN KATRIN THIELE

FRÜHGESCHICHTE MIT SPÄTFOLGEN ENGELBERT
LASINGER

DIE EISRINNE WOLFGANG MACHREICH

WAS BLEIBT, IST STILLE IM 4/4-TAKT MARTIN PEICHL

HUBERS LETZTES SERVUS ALEXANDRA GUTZKE

KAFKAS CHINAREISE GERHARD BENIGNI

DER LANG ERSEHNTRE REGEN BURKHARD LUTTENBERGER

DIE NARBE IM BAUM NICOLE KARI

IRMA EILEEN HEERDEGEN

EIN STÜCK ERINNERUNG ANNA FERCHER

NACHTFALTER SUSANNE SOPHIE SCHMALWIESER

DIE FRAGE PETRA LOHAN

NACH DEM NEONGELB CONSTANTIN SCHWAB

ESMERALDA PETRA AIGNER

DER HAUSSEGEN ANKE ELSNER

ROTE ARBEIT STEFAN GRUBER
MEINE SEELE IN EINEM HOLZPFERD JOHANNA KLAMPFER
BLASSBLAUE AMELIE ILSE GRANITZER
AUFBRUCH GERTRAUD PATTERER
KEINE LANDJÄGER IN ITALIEN BARBARA RAU
PFIATI MELITTA FITZER
REQUIEM FÜR DAS PUNSCHKRAPFERL KURT R. KRAL
I CAN GET NO SATISFACTION GERHARD PLESCHBERGER
AUFBRÜCHE UND WÖLFE ANDREAS ULBRICH
DIE ÜBERFAHRT OLIVER BRUSKOLINI
RAUS BARBARA RIEGER
DIE REISE SILVIA EBNER
HÖLLENTrip MARLIES KARNER-TAXER
AUFBRUCH INS JENSEITS II MARIA ALRAUNE HOPPE
MONTAGMORGEN HELENA MAIER
HASSO MICHAEL TIMOSCHEK
HOTEL MAMA ANNA TRAMPITSCH
RITUALE ANDREA TRAVNIK
DER ROBIN HOOD VOM MÖLLTAL CHRISTA H. RAICH
ALTE BÜNDNISSE ANGELIKA HOLL
AUFGEBROCHEN GERLINDE HACKER
DANACH STEFANIE KNIESE
WÄHLE MARTINA SENS
NACHWORT

VORWORT

Aufbruch.

Man stelle sich vor: eine prähistorische Landschaft, flach, leer, öd. Was übrig geblieben ist von einem längst ausgetrockneten Meer. Plötzlich erbebt diese Ebene, wölbt sich, reißt ein, türmt sich - unablässig geschoben von einem uralten Kontinent, der vom Süden her presst. Berge steigen hoch, zwischen ihnen bricht ein langes, enges Tal auf ...

So ist das Mölltal entstanden.

Aufbruch war auch das Thema des „Mölltaler Geschichten Festivals 2017“. Und nicht nur in diesem Sinn. All die anderen Bedeutungen haben Autorinnen und Autoren vom Süden Österreichs bis zum Norden Deutschlands zu Kurzgeschichten inspiriert. Vierzig dieser Erzählungen sind in diesem Buch gesammelt, gemeinsam mit Betrachtungen der visuellen Art von Oberkärntner Künstlerinnen und Künstlern.

Viel Vergnügen beim Aufbruch.

MONTANA

KATHARINA SPRINGER

Preis der Fachjury

Der Fluss spricht. Nicht mit Worten, aber er murmelt, gluckst, faucht, rumpelt oder quietscht. Manchmal zwitschert er, flüstert, rülpst und grollt. Er antwortet und er plaudert mit Gottfried seit über sechzig Jahren, fast schon sein ganzes Leben lang. Heute Morgen ist das Wasser friedlich, es riecht nach trockenem Moos, bloß ein wenig Holz- und Laubdüfte mischen sich dazu. Der perfekte Tag für die Forelle, der rechte Zeitpunkt für einen Nymphenköder, nichts Auffälliges. Die Sonne scheint noch tief unter dem Bergkamm zu ruhen. Gestern Nacht hat kein Regen die Strömung aufgepeitscht und die warmen Frühlingswinde haben den Schnee schon längst vom Glockner und dem Reißeck ins Tal verflüssigt.

Früher fand das Wasser alleine seinen Weg durch Gneis und Schiefer, bis hinab zur Möll. Dann wurde der Bach manchmal zur reißenden Bestie und nahm in den nächtlichen Unwettern schwarze Erde, Geröll und Bäume mit sich fort ins Tal. Das fräste tiefe Furchen in die Steilwände, die später ausgetrocknet lose Steine und skelettierte Baumstümpfe zurückließen. Bis man die Möll über Jahre zähmte und die Kraft des Wassers in Rohren ins

Tal presste. Gottfried war so ein Bezähmer. Er wartete in festen Schuhen und mit seinem Helm am Kopf täglich die mächtigen, glänzenden Rohre rechts und links der Möll hinauf, um die Gewalt des Wassers in eine andere zu verwandeln: Den Strom, der so unendlich viel vermochte, aber auch enorm viel zerstörte. Das alles kam ihm nun so weit weg vor.

Damals konnte er die Tage noch ordnen und jeder Tag hatte genug Stunden, um sie mit Arbeit, Familie und dem Fischen zu füllen. Wie viele Stunden er in Wathosen und Stiefeln verbracht und wie viele Fische er in seinem Leben wohl gefangen hatte? Nicht einmal mehr schätzen konnte das Gottfried. Vom Danielsberg flussauf- und -abwärts zog ihn die Strömung, betonierte ihn für Stunden fest im Kies des Bachbettes. Manchmal aber flog er über die Steine hinweg, tänzelte behände und ließ die Rute kreisen, dirigierte über Mückenschwärme hinweg eine Melodie der Freiheit, weit weg vom Alltag. Abseits der Turbinen, die so laut liefen, dass es viele Nächte in seinen Ohren rauschte, während er, ohne tiefen Schlaf zu finden, träumte.

Man legte ihm nach vielen Dienstjahren nahe, in den Ruhestand zu treten und Platz zu machen für die Jungen. Er verstand sie nicht mehr und sie verstanden ihn nicht. Konnten auch nicht verstehen, was es hieß, dieses gewaltige Bauwerk zu errichten. Sie wussten nichts mehr von den unmenschlich harten Bedingungen auf der Baustelle, von der Kälte und dem Wind, der Hitze und den Sturmfluten. Sie fühlten in ihren klimatisierten Schaltzentralen nicht mehr den Staub, der nach der Sprengung in jede Körperöffnung kroch. Sie verniedlichten die Gefahren dort oben. Die Jungen waren nicht dabei, als er seinem Vater den Rucksack quer über die steilen Hänge hinauftrug. Manchmal musste er sich entlang der neuen

Leitung hanteln, um nicht abzurutschen. Im Gepäck stets den Schnaps für den Vater.

Als Zugezogene hatten sie es nicht leicht und es dauerte lange, bis Gottfried Freundschaften schloss. Nicht nur wegen seiner roten Haare, auch wegen seiner seltsamen Sprache. „So nach der Schreibe“, nannte das die kleine Frau im Milchgeschäft ums Eck. „Sind wohl etwas Besseres!“ Tatsächlich waren sie nicht besser, nur etwas gebildeter und aus Wien. Der ehemalige Gestapo-Mann Hofer war 1951 zur Zwangsarbeit auf die Baustelle Reißeck hinaufgebracht worden. Dass er Frau und Kind derweil mitnahm und unten im Dorf einquartierte, war recht ungewöhnlich, aber auf die beiden wartete in der alten Heimat nichts mehr, außer die Ausgrenzung und ein völlig zerbombtes Mietshaus. Der alte Hofer brauchte seinen Schnaps, um die dunkle Vergangenheit mit dem Staub aus der Tiefe des Berges hinunterzuspülen und um sich Freunde zu machen. Gottfried schafft das ohne Geschenke. Doch sein erster Freund war der Fluss.

Gleich nach der Ankunft mit dem Postbus stieg er aus und wurde wie magnetisch angezogen vom Ufer der Möll. Der Anblick der leicht verfärbten Bäume, die über dem Geröll wankend im Tauernwind tanzten, beherrschte den kleinen Buben aus der Stadt augenblicklich. Schon lange und von fern hörte er das Rauschen, bevor er sich schließlich seinen Weg durch die Büsche bis zum breiten Flussbett schlug. Dieses erste Zwiegespräch des kleinen Rotschopfs mit der friedlich schimmernden Schönheit wird er nie vergessen. Auch nicht diesen ersten gelben Stein, abgeschliffen, oval und warm, den er hochhob und in einem weiten Bogen warf. Er prallte an einem Felsen ab und plumpste in eine kleine Seitenströmung. Der Stein scheuchte einen Fisch hoch, der kurz emporhechtete, um dann lautlos abzutauchen. Der einsame Bub zog die

zerschlissenen Sandalen aus und stellte die Füße ins klare, eiskalte Wasser. So lange, bis die Füße taub wurden und prickelten, so lange, bis winzige Bläschen am Fußrist festsaßen, und so lange, bis ein Flusskrebbs einen vorsichtigen Blick auf den Eindringling wagte. Er lauschte dem Fluss aufmerksam und lange. Nichts störte ihn, nichts konnte ihn ablenken. Gottfrieds Liebe zu diesem Fluss war grenzenlos, noch nie hatte er solche Freiheit empfunden. Er atmete tief ein. Es gab so viel Luft! So sauber! Wie viele Nächte hatte er in stickigen Luftschutzbunkern verbracht, die nach Schweiß und Angst, nach Urin und Ratten stanken? Wie viele Tage hatte ihm der nasse Moder an den Wänden des zerbombten Hauses den Appetit verdorben? Wie viele Nachmittage stand er am zugigen Fenster und wartete auf die Rückkehr des Vaters? Gottfried wollte nie wieder zurück und er musste das auch nicht. Sein Vater verunfallte bei einer Sprengung zwischen nacktem Fels und Altrausch. Die Mutter kochte und putzte die beiden durch diese erste Zeit, bis der Bub mit einem Stipendium in die Schule nach Klagenfurt gehen konnte, um dort zu lernen, noch mehr Leitungen und Rohre in die Berge zu legen. Für seine Mutter war ein Ingenieur eine andere Qualität Mensch, unantastbar und hoch zu respektieren. Ihr Sohn sollte es einmal besser haben, viel besser. Gottfried war fleißig, lernte brav, verstand alles, aber mit dem Herzen blieb er stets in der Natur und nicht am Zeichenbrett.

Die Ferien verbrachte er am Wasser, jede freie Minute fischte er und lernte Fliegen zu binden. Blutig zerstoichene Fingerkuppen, Schnitte und Risse verletzten die Hände des Burschen, der noch nie hart gearbeitet hatte. Dafür hatte seine Mutter gesorgt. Federn, Seidenschnüre, Perlen, bunte Fäden und Hanf verwandelte Gottfried geschickt und schweigsam konzentriert zu täuschend echt aussehenden Insekten, manchmal aber zu grotesken kleinen Monstern,

die dann an der langen Angelschnur einen ersten Flug über den Fluss antraten, begleitet von den echten Fliegen. Seine kunstvollen Imitate waren gut genug, um einen Fisch zu täuschen, und seltsam genug, um bei den einheimischen Anglern für Verwunderung zu sorgen.

Besonders schöne, winzig kleine Kunstwerke entstanden unter der Anleitung eines englischen Urlaubsgastes, der den Fluss noch aus seiner Besatzungszeit kannte. Er kehrte jeden Sommer ins Mölltal zurück und blieb für mehrere Wochen. Sir George nannte ihn Gottfried, weil er mit seinem gezwirbelten Bart wie ein Lord aussah und sich auch so benahm. Ein sehr feiner Herr, der sich mit lustigem Akzent mit dem Burschen unterhielt und ihm nebenbei so gut Englisch beibrachte, dass er danach in der Schule nicht mehr viel lernen musste. Noch heute kennt er die Namen aller Köder und deren Bestandteile auf Englisch.

Quill-Migde-Fliegen, Buck Caddis, Foam Ant. Komisch, dass einem gerade so ein Inselwissen erhalten bleibt, wenn man fast alles andere vergessen hat. Die Jahre nahmen so viele Erinnerungen wieder mit sich fort, wie im Fluss das Schmelzwasser zerrannen Namen und Orte.

Eines Tages brachte Sir George in seiner Umhängetasche ein Buch übers Fliegenfischen in Montana mit ans Ufer der Möll. Vorsichtig setzte sich Gottfried damit auf einen Stein und blätterte darin. Es war ein sehr schönes, schweres und in dickem Leder eingebundenes Buch mit vielen Bildern. Als er in der Mitte eine großformatige Fotografie aufblätterte, verschlug es ihm fast den Atem. Sie zeigte eine Aufnahme von einem breiten Flussbett in Montana, irgendwo im Norden. Das Wasser, die Strömung, die Steine, die Bäume und die Berge im Hintergrund glichen denen seiner Heimat so sehr, dass er sich kurz die Augen rieb und aufblickte. Er malte in das Schwarzweiß der Abbildung die fehlenden Farben. In seinem Kopf, gleichwohl wie im Herzen, kolorierte

er Gelb, Braun, saftiges Grün, Moosgrün, Silber und Akzente von Rot nach.

Bis zum Ende seiner Schulzeit wusste Gottfried alles über Montana, was man in der Schulbibliothek und in seiner Schulstadt erfahren konnte. Er kaufte sich Bücher mit seinem Taschengeld und hütete sie wie einen Schatz. Mit dem Abschlusszeugnis nach Hause ins Tal entlassen, warb man ihn sofort bei den inzwischen fertig erbauten Stromwerken an. Die Mutter freute sich, ihr Sohn nicht. Ewig träumte er von Montanas Flüssen, schneebedeckten Bergen, den Vögeln, Bären und dem perfekten Fisch an einem ebenso perfekten Morgen. Mit seinem ersten Jahresgehalt, das er sich fast zur Gänze ersparte, wollte er ein Flugticket kaufen und auswandern. Er hätte sicher Arbeit gefunden.

Am Tag, als er ins Reisebüro nach Villach fahren wollte, stürzte seine Mutter schwer und wurde bettlägerig. Sie blieb es für fünf Jahre, sein Flug war längst Geschichte. Es waren Jahre der Einsamkeit, die nur durch die Anwesenheit einer reizenden Rot-Kreuz-Schwester gelindert wurden. Diese Schwester wurde bald Gottfrieds Frau Martha. Nicht weil sie ihn so bezauberte, sondern weil sie ihm so viel Halt gab. Sie war wie der Fluss, immer vorhanden, man konnte sich auf sie verlassen. Manchmal brauste sie auf, dann wieder plätscherte ihr gemeinsames Leben unaufgeregt über Jahre dahin, ohne viel Zutun. Nach dem Tod der Mutter kamen ihre drei Söhne knapp hintereinander auf die Welt.

Gottfried trug irgendwann die Bücher von Montana in den Keller, er bastelte sogar eine Holzkiste dafür, fast wie einen Sarg. Er begrub seine Träume jedes Mal ein Stück tiefer, wenn er einen Baum für die Geburt eines seiner Kinder pflanzte. Nur das Fischen blieb ihm, nichts liebte er mehr als die Einsamkeit im Morgengrauen, lediglich die Anwesenheit des Fischreihers war ihm erträglich.

Tatsächlich flog Gottfried nie fort, auch nicht, als die Kinder schon groß waren, als es keine Schulden mehr gab, als seine Frau starb. Er verließ sein Tal nur, wenn es unbedingt sein musste. Vielleicht wollte der einstige Flüchtling nicht mehr fliehen, selbst wenn es bloß für ein paar Wochen gewesen wäre? Vielleicht hatte er die perfekte Forelle längst gefangen?

Nach Marthas Tod entrümpelten die Söhne den Keller und brachten ihm die Holzkiste hinauf auf die Terrasse, verstaubt und voller Spinnweben. Er schickte alle fort, wollte ganz alleine mit seiner Vergangenheit sein. Mit der Lupe saß er über den vergilbten Papieren, versuchte zu lesen, aber die Buchstaben schwammen fort, purzelten durcheinander, ergaben keinen Sinn. Gottfried gab auf. Es war zu spät geworden für den Aufbruch.

Heute ist der Fluss friedlich, der perfekte Tag für die Forelle. Um elf Uhr wird Marianne ihn holen kommen. Noch kann Gottfried viele Dinge alleine tun. Er bückt sich nach vorne, fasst einen Stein mit klobigen Fingern, vielleicht einen gelben. Er wirft ihn in hohem Bogen ins Wasser, hört ihn aufschlagen und abtauchen. Sein weißer Stock liegt achtlos neben seinem Lieblingsstein, auf dem er schon so viele Stunden ausruhte, während der Fluss und seine Lebensjahre einfach vorbeiflossen. Nie rastend, ohne Pause. Schon immer und schon lange, bevor Gottfried da war.

Seit Langem sind die Berge mit ihren glänzenden Rohren bloß noch Erinnerungen, sind die Almen und der Almrausch abgespeicherte Relikte in sattem Grün und kräftigem Rosa. Gottfried nimmt die dunkle Brille ab, lässt das Sonnenlicht hinein und blinzelt.

„Es ist Zeit zum Aufbruch, Herr Hofer.“ Marianne ist inzwischen über die kollernden Steine im Flussbett gekommen und tippt ihm zärtlich auf die Schulter.

Gottfried setzt die Brille wieder auf, rückt die Blindenschleife zurecht, nimmt den Stock und verabschiedet sich für heute vom Fluss.

„Montana im Mölltal“, murmelt er.

„Bitte?“

„Ach nichts.“

Gottfried lächelt, während nur der Fluss ihm antwortet.

Katharina Springer

Die Autorin und Journalistin, die im Gegendtal aufgewachsen ist und nun in Klagenfurt lebt, hat nach dem Studium und der Arbeit bei zahlreichen Zeitungsverlagen eine Ausbildung im Deutschen Biographiezentrum absolviert. Mit ihren beiden Büchern „Mit dem Fahrrad nach Rom“ und „Unterm Teppich“ sorgte sie bereits für Aufsehen. Privat ist die zweifache Mutter begeisterte Leserin und Köchin, geht gerne Wandern und hat vor, endlich Fliegenfischen zu lernen.

DIE ALTE MÖLLTALERIN

REINHARD GNETTNER

Die Wirtsstube ist leer. Der Herrgott schaut aus seinem Winkel auf die Tische und Bänke herab. Auf einem der Tische Überreste vom Abendessen. Messer, Gabel, Teller, abgenagte Knochen. An der Theke bestellt der Mölltaler noch ein Bier. Als die alte Mölltalerin den frisch gefüllten Krug vor ihn hinstellt, sagt er: „Ich werd’ dann auch gehen. Raus aus dem Tal.“

Die alte Mölltalerin nimmt einen Lappen und wischt eine Bierlacke von der Theke, dann fragt sie: „Trinkst’ schon noch aus?“

Eine Fliege versucht auf dem Bierkrug zu landen. Der Mölltaler mag die alte Frau hinter der Theke. Er mag ihre Falten. Er mag, was sie sagt und vor allem, was sie nicht sagt. Die Leute aus dem Tal kommen gerne zu ihr.

Jetzt sagt sie: „Wenn du schon aufbrechen musst, dann geh über die Berg’.“

„Warum?“

„Damit du das Tal nicht vergisst.“

Am nächsten Morgen betritt er die regennasse Straße. In den Pfützen spiegeln sich seine Gedanken. An der Kreuzung zögert er. Dann geht der Mölltaler nicht zur Bushaltestelle Richtung Talausgang. Als er sich wenig später umdreht, wundert er sich, wie schnell die Häuser kleiner werden. Danach dringt er in den Wald ein. Ein feuchter Pilzgeruch

umgibt ihn und bei jedem Schritt, den er zwischen die Wurzeln der Fichten setzt, federt der Nadelboden.

Die Alte hat recht, denkt der Mölltaler, es gibt immer zwei Wege, wenn man aufbricht, um etwas zu erreichen: den einfachen, mit dem Fluss, und den steilen, schwierigen. So war es schon immer. So ist es überall in den Alpen, nur dass im Mölltal die Berge höher als anderswo in den Himmel ragen. Die Mölltaler bekommen den Hang zu Höherem schon in die Wiege gelegt.

An einer Lichtung versperren Spinnweben seinen Weg. Der Mölltaler mag es nicht, wenn er sie ins Gesicht bekommt, und durchtrennt sie mit dem Arm. Die Fäden bleiben an seiner Hand hängen. Er wischt sie an der Hose ab. Zumindest heute ist hier noch niemand gegangen, heute hat hier noch niemand gedacht, was er denkt.

Warum wollte die alte Mölltalerin, dass ich über die Berge geh', diesen Bach entlang, an diesem alten, verschütteten Bergwerk vorbei? Sicher nicht, um mich daran zu erinnern, wie reich das Tal eigentlich ist und wie arm es doch dasteht. Dass es damit anfing, dass sie das Gold aus den Bergen geklaut haben. Dass die Berge später von der Hochalpenstraße und den Bergbahnen mit Beschlag belegt wurden. Dann das Wasser, das von den Strommenschen zu Geld gemacht wird. Schließlich der Nationalpark, der die Natur für sich und das ganze Land beansprucht. Bodenschätze, Berge, Wasser, Natur – alles in den Händen von irgendjemandem, nur nicht von denen, die da leben.

Wollte mir das die Alte sagen? Aber das und alles andere weiß doch jeder zwischen Heiligenblut und Möllbrücke. Keine Arbeit, kein Geld, nichts wie weg. Und die, die bleiben? Jeder kocht sein eigenes Süppchen. Keiner kümmert sich um die Zukunft des Tals. Allen gemein ist nur der fehlende Zusammenhalt.

Zornig überquert der Mölltaler einen angeschwollenen Bach, tritt einen Fichtenzapfen in den Wind, trampelt auf den Pfad ein. Der Regen hat zugenommen. Wolken versperren die Sicht. Sonne hat er schon lange keine mehr gesehen und der Berg wird steiler.

Oberhalb der Baumgrenze hat sich der Mölltaler sonst immer frei gefühlt. Aber was für eine Freiheit ist das? Wenn man nicht sieht, wo man herkommt, wo man hingeht? Wenn ich stattdessen den Blick starr nach unten auf den Boden gerichtet halte? Wenn sich zwischen meinen Kleidern der Regen mit Schweiß vereint, wo bleibt da die Freiheit?

Warum nur habe ich auf die alte Mölltalerin gehört? So bequem, warm und trocken könnte ich jetzt im Bus sitzen!

Der Wind bläst dem Mölltaler ins Gesicht. Eine abgestorbene, alleinstehende Föhre taucht schemenhaft auf und kommt ihm bekannt vor. Vor einer Stunde ist sie ihm schon einmal begegnet. Der Mölltaler flucht, das kann er gut. Er bleibt stehen und will sich orientieren. Das diffuse Licht lässt aber nicht einmal ahnen, woher die Sonne kommt und ob es überhaupt eine gibt. Während er grübelt, welche Richtung er einschlagen soll, leert er seinen Schuh. Ein Stein hat sich hineinverirrt. Umkehren? Kommt nicht infrage. Der Mölltaler war schon immer ein Sturschädel und geht einfach weiter. Es ist ja sonst auch immer irgendwie weitergegangen.

Es regnet. Wind und Regen. So tief kann er die Kappe gar nicht ziehen. Die Almwiesen mit den halb aufgeweichten Kuhfladen hat er längst hinter sich gelassen. Auch der Weg unter seinen Füßen hat sich verloren. Die Wolken rücken näher und schieben ihn über ein felsiges Plateau. So weit er gerade noch sehen kann, gibt es nur Steine, Sträucher, dürre Kräuter.

Ob sie mich suchen werden? Wohl kaum. Alle glauben doch, dass ich mit dem Bus raus bin aus dem Tal. Die alte

Mölltalerin ist die Einzige, die mehr weiß. Vielleicht ahnt sie sogar, dass ich die Nacht wohl hier in den Wolken verbringen muss.

Der Mölltaler sucht nicht mehr nach dem Weg. Er sucht nur noch nach einem Schutz vor Sturm und Regen hoch oben in den Tauern. Jetzt stolpert er über einen Stein. Es macht keinen Sinn mehr, immer weiter zu gehen.

Der Morgen dämmt und es ist weniger neblig. Im Gegensatz zum Mölltaler ist das Wetter weitergezogen. Er hat die Nacht kauern unter einem überstehenden Felsen verbracht. Im ersten Licht sieht er jetzt, dass es kein Stein war, über den er gestern gestolpert ist. Es sind mehrere gewesen, aufeinandergetürmt zu einem Steinmännchen. Der Mölltaler atmet zweimal kräftig durch, denn er hat wieder einen Weg und die Nacht ist vorbei. Geschlafen hat er nicht, stattdessen im Halbschlaf die alte Mölltalerin verflucht. Er hat bibbernd vor Kälte das ganze Tal verflucht und alle Mölltaler gleich mit dazu.

Er bückt sich und nimmt den faustgroßen Stein, den er vom Männchen getreten hat. In diesem Moment trifft ihn ein Sonnenstrahl. Der Mölltaler schaut hoch, richtet sich auf. In den Wolken vor ihm öffnet sich ein Fenster. Er steht am Rande eines Abgrunds.

Fast hat er ein schlechtes Gewissen. In der Nacht hab' ich noch alle Mölltaler verflucht, dabei haben sie mir das Leben gerettet. Sie haben das Steinmännchen gebaut, das mich zum Anhalten veranlasst hat, und noch einige mehr davon, hier oben auf der kahlen Fläche, um mir und anderen den Weg zu weisen.

Der Mölltaler schaut durch das Wolkenfenster hinunter ins Tal. Die Morgensonne taucht es in ein goldenes Licht, die Wasserfälle an den Berghängen glitzern. Hinter ihm verbreitet der Großglockner seine stille Kraft, um ihn herum geben letzte Nebelfetzen die grandiose Landschaft frei. Es

ist alles da, Gold, Wasser, Berge, Natur. Im Tal die Dörfer. Er kann nicht alle sehen, aber er kennt sie alle, mit dem Bus wäre er ein letztes Mal durch sie hindurchgefahren. Heiligenblut, Döllach, Mörtschach, Winklern, Lainach, Rangersdorf, Stall, Außerfragant, Kleindorf, Flattach, Obervellach, Kolbnitz, Mühldorf, Möllbrücke. Sie liegen da unten, harmonisch vereint in dem von Dreitausendern umgebenen langen Tal. Aneinandergereiht an der Möll, als würden sie alle an einem Strang ziehen.

An einem Strang. Der Mölltaler wiegt den Stein in seiner Hand. Er schaut zum Steinmännchen. Er schaut ins Tal. Plötzlich durchfährt es ihn heiß. So schnell hat man den Mölltaler noch nie wieder hinabsteigen gesehen.

In den folgenden Wochen und Monaten ist der Mölltaler viel unterwegs. Er besucht jedes Dorf, jeden Bürgermeister, jedes Unternehmen und jeden Verein, die von der Hochalpenstraße und die von den Bergbahnen, auch die Strommenschen und die Nationalparkleute. Er redet mit allen und hinterlässt überall einen Stein und Köpfe, die zusammengesteckt werden.

Es dauert nicht lange, da sieht man im Tal Lkws und Traktoren mit Anhängern herumfahren. Jedes Dorf, jedes Unternehmen und jeder Verein, die von der Hochalpenstraße und die von den Bergbahnen, auch die Strommenschen und Nationalparkleute - alle bringen je einen großen Felsbrocken herbei. In Winklern, wo oberes und unteres Mölltal zusammenstoßen, werden sie abgeladen. Der lokale Bauunternehmer bringt auch einen Bagger und einen Kran. Damit werden die Felsbrocken zu einem riesig-hohen Steinmännchen aufgetürmt. Davor wird eine Tafel angebracht:

Steinmännchen, gemeinsam von allen Mölltalern errichtet.

*Als Symbol für den Zusammenhalt der Mölltaler.
Als Willenserklärung, an einem Strang zu ziehen,
um die Einzigartigkeit des Mölltals zu erhalten und zu
fördern.*

*Als Wegweiser für alle, die im Mölltal Ziele erreichen
wollen.*

Es gibt ein großes Fest.

Aber schon auf dem Fest werden erste Stimmen laut.
Warum in Winklern? Warum steht das größte
Steinmännchen der Welt bei denen? Warum nicht bei uns?
Wir sind doch der Mittelpunkt des Universums!

Im ganzen Mölltal sprießen weitere übergroße
Steinmännchen aus dem Boden.

Und der Mölltaler? Ach ja, der Mölltaler. Der geht ins
Wirtshaus und bestellt ein Bier. Die Wirtsstube ist voller
Leben. In den Sonnenstrahlen, die zum Fenster hereinfallen,
tanzt der Staub. Als die alte Mölltalerin den Krug vor ihm auf
die Theke stellt, legt ihr der Mölltaler seinen Stein in die
runzlige Hand. Die Alte dreht sich um und kramt in der Lade.
Dann reicht sie ihm im Gegenzug den Schlüssel zum
Wirtshaus.

„Ich bin's müde“, sagt sie.

„Ja“, sagt er, „das kann ich verstehen.“

„Komm hinter die Theke“, sagt sie.

„Warum?“

„Damit es weitergeht. In unserem Tal.“

Die Leute kommen gern zum Mölltaler.

Und die, die gehen wollen, schickt er rauf in die Berge.

Reinhard Gnettner

Nach der Matura in seiner Heimatstadt Bremen studierte er an der Hochschule
der Künste in Berlin. Danach folgten der Umzug nach Wien und eine Karriere in

verschiedenen Werbeagenturen, wo er als Texter, Konzeptionist und Kreativdirektor tätig war und ist. In Kanada schrieb er sein erstes Kurzgeschichten-Buch „Ist Kanada das bessere Österreich?“. Diesem folgten mittlerweile weitere Geschichten. Eine davon wurde im ersten „Mölltaler Geschichten Buch“ veröffentlicht.

AUFBRUCH IN EIN NEUES LEBEN

KATRIN THIELE

Zum dritten Mal an diesem Morgen stehe ich vom Bett auf, gehe zum Fenster und spähe durch die Gardine auf den Parkplatz der Seniorenresidenz. Gleichgültig streift mein Blick dabei den kleinen Zipfel des Glockners. Normalerweise kann ich mich an dem Panorama kaum sattsehen, doch da ich von diesem Zimmer nur einen winzigen Teil des Bergs erhaschen kann, kommt mir der Anblick vor wie Brotkrumen, die mir jemand gnädig hingeworfen hat. Die wirkliche Nahrung, die ich brauche, offenbart nur die Aussicht durch die breite Fensterfront in meinem Wohnzimmer.

Diesen Ausblick, der mir das vertraute Gefühl von Heimat gibt, begleitet von dem sicheren Wissen, in meinem Haus im Mölltal an dem für mich genau richtigen Ort zu sein, vermisse ich seit fast drei Monaten schmerzlich.

Seit dem Tag, an dem ich bewusstlos aus meinem Ohrensessel gefallen war. Erst auf der Fahrt ins Spital bin ich wieder etwas zu mir gekommen. In dem Moment wusste ich, dass mich das Alter unwiderruflich eingeholt hat. Bis dahin hatte ich das Glück, trotz meiner zweiundneunzig Jahre mit einer stabilen Gesundheit gesegnet zu sein. Mit gewissen Abstrichen waren die letzten Jahre natürlich verbunden gewesen. Erst wurden die ausgedehnten Bergwanderungen

mit Peter, meinem Sohn, kürzer, schließlich musste ich mich komplett davon verabschieden. Auch das Rumwerkeln im Garten wurde zunehmend weniger, aber immerhin war mir der Anblick meiner geliebten Berge geblieben. Solange ich den bis zum letzten Atemzug genießen darf, ist alles gut, dachte ich immer. In weiser Voraussicht hatte ich dafür auch alles Erforderliche veranlasst.

Meine Gedanken rutschten zurück zu vergangenen Wanderungen mit Peter. Der Frühling war uns beiden die liebste Jahreszeit. Wenn die Natur zu sprießen beginnt und das Grau des Winters energisch in seine Schranken weist, dann spürte auch ich jedes Jahr aufs Neue die endlose Kraft des Lebens durch meine Adern fließen. Peter ging es genauso. Im Zeitraffer sehe ich den lachenden Buben, wie er größer, kräftiger und erwachsener wird. Mein einziger Sohn.

Der Gedanke, der mich stets mit väterlichem Stolz erfüllt hat, hinterlässt jetzt einen bitteren Gallegesmack auf meiner Zunge. Ich schlucke angeekelt. Der Geschmack lässt sich dadurch genauso wenig vertreiben wie die Wut, die heiß in meinem Innern aufwallt. Ich spüre, wie mein Herz zu rasen beginnt. Die Frühlingssonne wirft mir dreist ihre Strahlen ins Gesicht, es kommt mir vor wie Hohn. Die Welt draußen dreht sich unbeirrt weiter, während meine kleine Welt durch ein Schulterzucken meines Sohnes beinahe zerstört worden wäre. Mein Herz rast noch ein wenig mehr. Ich versuche, von diesen dunklen Gedanken Abstand zu nehmen. Sie sind Gift für mein altes schwaches Herz und meinen Blutdruck, der nur mit vielen Tabletten mühsam runtergeregelt wird. Schwer atmend setze ich mich wieder auf das Bett.

Julia. Gleich wird die älteste meiner drei Töchter kommen, um mich heimzubringen. Darauf muss ich mich konzentrieren. Der nächste Gedanke, der mich aus dem

Hinterhalt anspringt, ist wieder kein guter. Ja, ich komme heim. Heim in das Haus, das ich vor fünfzig Jahren mit eigenen Händen gebaut habe, und in dem ich für immer bleiben wollte. Doch es wird dort nie wieder so sein, wie es einmal war. Das Haus gehört mir nicht mehr, schon lange nicht mehr, aber das ist nicht das Problem. Schließlich habe ich ein lebenslanges Wohnrecht. Ich war sicher, mehr bräuchte es nicht, um mich abzusichern.

Eigentlich dachte ich nicht einmal, dass ich mich absichern müsste. Wovor auch? Wir hatten ja damals alles besprochen, meine Anna, Peter und ich. Peter sollte das Haus für einen winzigen Obolus bekommen, den ich wiederum an die Mädchen weitergeben wollte, damit sie zumindest einen kleinen Teil des Erbes bekommen.

Irgendwie musste das ja geregelt werden. Anna und ich wollten das Haus auf keinen Fall verkaufen, schließlich haben wir lange und hart dafür gearbeitet. Außerdem erschien uns die Aussicht, im Alter nicht alleine zu leben, sondern von Peter, seiner Frau Roswitha und deren beiden Buben umgeben zu sein, verlockend. Sollte Anna oder ich pflegebedürftig werden, so wollten wir dafür einen Pflegedienst in Anspruch nehmen. Unseren Kindern wollten wir es nicht zumuten, soweit die Theorie. Als meine Anna vor fünf Jahren bettlägerig wurde, hat das auch wunderbar geklappt. Für mich war es selbstverständlich, mich um sie zu kümmern. Drei Mal am Tag bekam ich dabei pflegerische Unterstützung. Anna starb, umgeben von ihrer Familie, in ihrem vertrauten Zuhause, und es war eine schöne letzte Zeit, wenn man das so sagen kann.

Genau so hätte ich es mir auch gewünscht. Und ich hatte keinen Zweifel, dass es auch so käme. Wie man sich doch täuschen kann ...

Ein Klopfen an der Tür reißt mich aus meinen Gedanken. Die Tür geht auf.